



Julia Wieninger in Tankred Dorsts „Die Freude am Leben“ am Schauspiel Bonn.

Alles ist möglich

Foto: Thilo Beu

An neuer Dramatik fehlt es nicht in diesen Tagen. Uraufführungen landauf, landab. Doch was haben uns die Autoren zu sagen?

Knut Lennartz

Die Stücke der Saison heißen „Nathan“, „Richard III“ oder „Antigone“. Wo immer Regisseure nach Antworten auf die drängenden Fragen der Zeit suchen, ziehen sie sich zurück auf die gesicherten Erkenntnisse der Klassiker. Da finden sich mühelos Analogien zum Zeitgeschehen. Gerade heute, gerade jetzt. Kein Wunder, die Schnellschüsse unter den nach dem 11. September neu gestrickten Stücken sind das Pulver nicht wert, mit dem sie verschossen wurden. Und was an neuer Dramatik in sorgsamer Vorbereitung auf die Saison im vergangenen Jahr angekurbelt wurde, muss zwangsläufig alt aussehen. Kein Vorwurf, das ist die Realität. Und die sieht so aus: Eine Frau hat einen Liebhaber, und der ist der beste Freund ihres Mannes. Dessen ehemalige Geliebte erzählt nun dem Ehemann, dass seine Frau ihn auch betrügt. Klingt irgendwie bekannt, eine klassische Dreiecksgeschichte eben. „Selbstportraits. 48 Details“ nennt Thomas Oberender seine Version des ewig alten neuen Stoffes, uraufgeführt in Bochum. Es war eine Bringschuld des Theaters, denn ursprünglich war das Projekt schon in der vergangenen Spielzeit angekündigt. Schwer zu sagen, ob es in der langen Liegezeit besser geworden ist. Die 48 Details im heiklen Zusammenspiel der Geschlechter hat der Autor auf 25 Szenen verteilt – „Szenenfolge variabel“, sagt der Autor. Doch wo alles variabel ist, wird vieles beliebig. Wer betrügt da wo wen? Im Hotelzimmer? Auf dem Autobahnrastplatz? – Amerikaner wissen, wo sie's tun: Im Motel, und dieser Schriftzug flackert neon-grell über Franziska Rasts Bühne, die im Übrigen die Magazine der Tonabteilung geplündert hat und eine Pha-

lanx alter Plattenspieler aufreht. Ein Bochum-erfahrener Regisseur wir Jürgen Kruse hätte da seine helle Freude. Und wer ist wer? Die Frauen erscheinen auch schon mal in Isabel Osthuess' Inszenierung wie Zwillinge, austauschbar. Doch es knistert nicht. Man trinkt Champagner aus Weißblechdosen.

Nicht nur von Dreiecksgeschichten leben Dramatiker seit Generationen. Das Liebesleben bietet mehr und das geht dann so: Eine verheiratete Frau betrügt systematisch ihren Mann und schläft sich quer durch die honorige Männerwelt einer Chorgemeinschaft – bis zum bitteren Ende – „Die Freude am Leben“. Der Altmeister unter unseren Dramatikern, Tankred Dorst, entdeckte das Lulu-verdächtige Thema für sich. Doch trennen Welten Dorsts Elfie Steinheuer, Mutter und Gattin eines Wasserwerkdirektors, von Wedekinds Lulu. Elfies Ausbrüche sind Fluchten aus dem öden Familienalltag mit Kind und Küche, und die illustre Chorgemeinschaft bietet die Gelegenheit. Denn da sind die Honoratioren der Stadt versammelt: der Arzt, der Anwalt, der Gefängnisdirektor, aber auch der Künstler. Und Elfies Mann Ernst sieht dem Treiben hilflos zu, vertröstet die Tochter und philosophiert mit dem Nebenbuhler über Keppler und die Astrologie. Dorst aber geht es um Höheres. Nicht irgendetwas probt dieser Chor, sondern er versucht sich an Haydns „Schöpfung“. Himmel und Erde, Finsternis und Licht werden beschworen; auch Adam und Eva fehlen nicht. Deren Hohelied von Holder Gattin und Teurem Gatten stürzt Ernst freilich nur in tiefe Traurigkeit: „Ich hab immer so eine Freude am Leben, aber ich mach alles kaputt.“ Schließlich findet man Elfies Leiche, Ernst hat sie im Affekt getötet und sitzt nun im Gefängnis. Und all die Mitglieder der Chorgemeinschaft kommen auch hier-

her und trösten ihn mit Haydn und guten Worten: „Du warst doch nur das Werkzeug, Ernst! Sie hat es darauf angelegt.“ Harald Clemens Inszenierung weckt Verständnis und Mitleid für Elfie und ihren Mann. Rainer Kühn läuft wie ein Häufchen Unglück durchs Geschehen, immer darauf bedacht, der Tochter (wunderbar altklug: Christine Urspruch) eine heile Welt vorzugaukeln; und Julia Wieninger ist allem laszivem Äußeren zum Trotz – lange Haare, knallroter Mantel – doch nur die brave Mittelschichten-Frau aus dem nachbarlichen Reihenhaushaus. Dorst hat sich einen seltsamen Kunstgriff erlaubt, den auch Harald Clemens behutsam dem Autor folgende Inszenierung nicht aufhellen kann: Plötzlich erschießen sich während einer Party die Gäste gegenseitig, um in der nächsten Szene wieder aufzustehen.

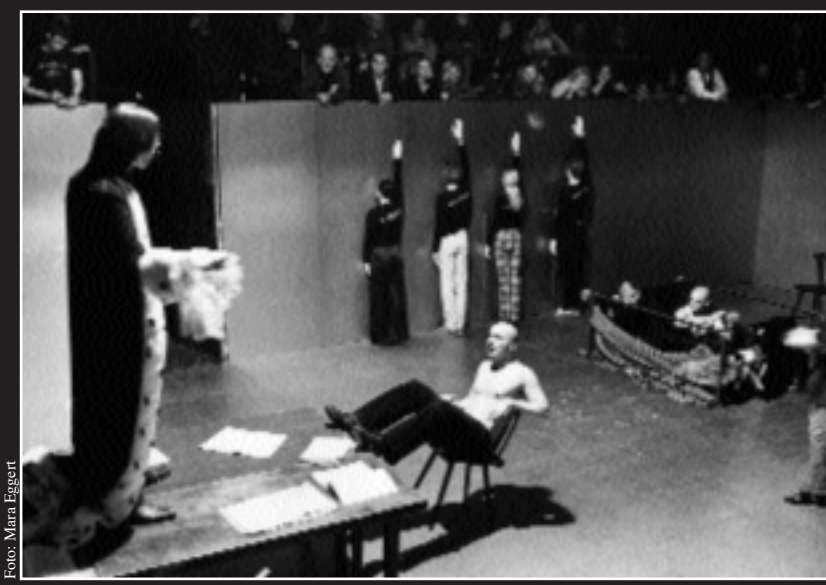
Dorst, inzwischen 76 Jahre alt und noch immer einer der Produktivsten unter den Dramatikern, steuerte noch ein zweites Stück zum derzeitigen Uraufführungsreigen bei: „Othoon“. Er nennt es bescheiden im Untertitel „Aus einem Fragment über Calderons Leben ein Traum“. Der Laiensclub des Schauspiels Frankfurt – das ist der Jugendclub des Theaters – hat es in einer intelligenten Inszenierung von Alexander Brill uraufgeführt. Eine der bemerkenswerten Frankfurter Unternehmungen in dieser Eröffnungssaison. Wie Calderons unglücklicher Königssohn Sigismund erleidet Othoon das Schicksal, wegen einer düsteren Prophezeiung von seinem Vater weggesperrt zu werden. Ohne Bildung, ohne jeglichen Kontakt zur Außenwelt wächst er heran wie ein Tier. Doch dann zerrt ihn der greise Königsvater aus dem Verlies hervor, um ihn zu seinem Nachfolger zu küren. Die Prophezeiung tritt natürlich ein. Dorsts Trick: Er erzählt die gleiche Geschichte im zweiten Teil aus der Perspektive der Schauspieler während der Proben am Stück. Wird Othoon nach dem Mord an seinem Vater am Schluss des ersten Teils ins Gefängnis zurück gebracht (Othoon: „Jetzt versteh ich! Ich habe meinen Vater...“/Der Wächter: „Nein!“/Othoon: „...geträumt“/Der Wächter: Ja. Du hattest schwere Träume. Nun bist du aufgewacht.“), leidet der Darsteller des Othoon im zweiten Teil als Willkürherrscher zunehmend an Realitätsverlust. Per Befehl will er gegen jeden Augenschein erwirken, dass ein abgebildetes Tier ein Hund und kein Pferd sei. Der Kanzler korrigiert ihn: „Sie erkennen die Wirklichkeit nicht, mein König. Das ist bedauerlich.“ Alexander Brill hat mit seiner Ausstatterin Henrike Brombacher eine Form gefunden, die den Zuschauer das Bühnengeschehen wie eine Labor-Versuchsanordnung erscheinen lässt. Von oben schaut man auf die Spielfläche, wo die durchweg ambitionierten Darsteller wie in einer Black Box agieren.

Zurück zum Leben hier und heute: Für die junge Katharina Schlender ist das in ihrem in Mönchengladbach uraufgeführten „Trutz“ (sie bekam für das Stück im vergangenen Jahr den Kleist-Förderpreis der nunmehr theaterlosen Stadt Frankfurt/Oder) die Familienhölle, die sich unter dem Mantel scheinbar bürgerlicher Wohlanständigkeit verbirgt. Der junge Trutz Felschelin soll eigentlich die väterliche Autowerkstatt übernehmen, und seine Verlobte fiebert schon der Hochzeit entgegen. Doch vor so viel Wohlgeborgenheit wird dem jungen Helden Angst und Bange, er bricht aus, landet buchstäblich unter Brücken, wo er ein gleichgesinntes weibliches Wesen trifft. Und er lernt, dass Freiheit und Risiko unlöslich miteinander verbunden sind. Am Schluss wird er Zeuge

DRAMATURGIE



Links: Patrick Heyn und Bianca Nele Rosetz in Thomas Oberenders „Selbstportraits. 48 Details“ am Schauspielhaus Bochum. Unten: Torsten Fischers Kölner Inszenierung von Ulrich Hubs „Blaupause“ mit Katja Bellinghausen, Ernst-August Schepmann und Adrian Linke (v. l.).



Oben: Alexander Brills Inszenierung von Tankred Dorsts „Othoon“ mit dem Laiensclub des Frankfurter Schauspiels. Links: Julia Malik, Johannes Nehlsen, Mirko Lang, Aglaja Stadelmann und Katharina Schüttler in Lutz Hübners „Winner & Loser“ am Schauspiel Hannover.

eines Bootsunfalls. „Zu weit für Hilfe“, kommentiert Trutz das unabänderliche Geschehen. Beschreibt er damit auch seine Situation? Das bleibt in der Inszenierung von Thilo Voggenreiter offen. Vielleicht holt sich der Held ja doch nur nasse Füße und einen formidablen Schnupfen auf Dorothee Curios' Bühne, die im zweiten Teil eine Wasserlandschaft geworden ist – nach einer Orgie von Plüsch und Tüllgardinen als Zeichen spießiger Kleinbürger-Idylle im ersten Teil. Schlenders Stück erinnert an das eines anderen Kleist-Förderpreisträgers an Marius von Mayenburgs „Feuergesicht“, aber vor dessen erbarungsloser Familienhölle schreckte sie doch zurück. Richtig Ernst nehmen kann man Trutz' Ausbruchversuch nicht, es ist der eines verzweifelt um Anpassung Bemühten. Paul Kaiser in dieser Rolle: Ein Häufchen Unglück, einer, der vor der eigenen Rebellion zurückschreckt, einer, der wohl doch lieber ein Leben lang an seinen Autos schrauben würde, wenn Vater, Mutter und Verlobte ihn nur in Ruhe werkeln ließen.

Rebellion im Jahr 2002? Die Jugend stürmt nicht Barrikaden, sondern die Discos. Bei Lutz Hübner zum Beispiel. „Winner & Loser“ heißt seine neuestes Stück, von Barbara Bürk am Schauspiel Hannover gerade mit Studenten der Hochschule für Musik und Theater uraufgeführt. Welche Sorgen treiben Jugendliche heutzutage um? Nicht Globalisierung, Krieg und Terror – nein, es ist die alte Frage, um die sich das Herz der (männlichen) Pubertierenden dreht: Wie komme ich bei den Mädchen an? Wie kriege ich sie am besten rum? Mit einer Party natürlich, bei sturmfreier Bude. Und da passiert, was zwar nicht so aufregend neu ist, doch immer wieder aufs Neue bewegt. Kreischende Girlies, balzende Jungs und eine zetrümmerte Wohnlandschaft am Schluss. Schließlich kriegt auch hier jeder Topf seinen Deckel, aber einen anderen als geplant und auch erst nach gehörigen Irrungen und Wirrungen. Grell-bunte Disco-Zeit war also

angesagt im Ballhof von Hannover, und die Jugendlichen stürmen das Theater. Das ist doch auch schon was.

Und wo bleiben die Themen, die längst die Feuilletonseiten füllen? Die Gene, die Klone, der Neue Markt, die Medien? Ulrich Hub, der sein Talent zum hintergründigen Dialog seit seinem gefeierten Erstling „Die Beleidigten“ schon mehrfach unter Beweis gestellt hat, hat aus diesen Modethemen einen Mix fürs Schauspiel Köln verfertigt. Der enthält alles an Personnage, was derzeit auch die gehobenen Talk-Shows bevölkert: Politiker, Journalisten, Medien-Profis, Manager, Theologen, Travestiekünstler. Am Anfang steht ein Filmprojekt, der Thriller „Blueprint“, hochgepriesen vom Produzenten, dem Vorsitzenden der „I. D. Medien“, mit einem amerikanischen Star und einem geheimnisumwitterten deutschen Sternchen: Valerie Posch. Die hat zwar noch nie gefilmt, doch wer fragt heute danach. Alles dreht sich nur noch um Valerie. Die Medien kochen das Thema hoch – was ist mit ihren Brüsten, Silikon oder nicht? Wird es Nacktszenen geben? Sind ihre Interviews ein Fake? Aber Valerie ist verschwunden. Im geplanten Film geht es natürlich um die ganz heißen Themen: Menschenklone. Anlass genug für hochgelehrt-geschwätzig Talkrunden im Vorfeld mit der üblichen Besetzung: Politiker, Theologen, selbst ernannte Ethik-Experten. Für die junge Valerie wird im Übrigen auch noch ein Kind gebraucht; und so lässt dann beim Casting auch prompt eine Mutter alle Hüllen fallen. Hubs Trick ist, dass Valerie nie auftritt. Womöglich hat sie sich das Leben genommen. Oder war sie gar nur eine Erfindung der Marketingstrategen? „Blueprint“ kommt trotzdem in die Kinos. Wofür gibt es denn Computersimulation?

Hub jongliert geschickt mit den gerade angesagten Zeitgeist-Themen. Torsten Fischer und sein Co-Regisseur Lars Montag setzen das in der Kölner Halle Kalk mit Eleganz und den nötigen Medieneffekten perfekt in Szene. Schauspieler brillieren in Mehrfachrollen, Markus John als alerter Medienchef oder gewichtiger Kriminalbeamter, Susanne Storck als hemmungslose Mutter eines Kinderstars und glatte Staatssekretärin, Katja Bellinghausen mit einem wunderbaren Solo als Simultandolmetscherin oder Markus John, Adrian Linke und Ernst-August Schepmann als Travestiekünstler – Hub gibt den Schauspielern reichlich Futter. Aber Jens Kilians Bühne erscheint schon zu perfekt in Hochglanz, mit gestylten Studios und einer riesigen Leinwand im Hintergrund, auf der sich die Schauspieler wie Schattenrisse bewegen. Am Schluss preist der Regisseur sein Produkt mediengerecht an als „hochspannenden und komplizierten Cocktail, der das Wertesystem unserer Konsumgesellschaft durcheinander rüttelt“. Gut gesagt, aber die Inszenierung ist auch Teil dieses Cocktails. Was ist wahr, was ist falsch, was ist Schein, was Wirklichkeit? Die besten Pointen schreibt immer noch das Leben. Der Titel „Blaupause“ erscheint nur geschwärzt im neuesten Prospekt des Verlages der Autoren. In letzter Minute habe man erfahren, dass von dritter Seite Ansprüche auf den Titel erhoben werden. Titelklausur oder -Klon? – das ist hier die Frage. Sorry, so ist das im wirklichen Leben. Nichts ist mehr sicher. Hubs Kollege Thomas Oberender macht sich in diesem Punkt nichts vor: „Das Theater erzieht Persönlichkeiten mit monströser Verdrängung...“

Rechts: Vater und Sohn – Joachim Henschke und Paul Kaiser in Katharina Schlenders „Trutz“.



Foto: Matthias Stunte